

Spirituell

BS. Die Politik möge sich von der Kultur fernhalten. Der Grundsatz hat sich bewährt. Gleichwohl glaubt keine Kulturinstitution auf staatstragende Einweihungsakte verzichten zu können.

Die Institutionen schmücken sich gern. Den Kunstvermittlern Christa und Nandora K. Jain genügt es nicht, ihre büttengedruckte Einladungskarte mit der Briefpost zu versenden, sie schicken sie gleich per Fax.

Der Mann hat freie Termine, geht es uns durch den Kopf. Daß er selbst Galerien eröffnet, von denen es doch nur so schlapp 300 in der Stadt geben soll!

Am Morgen darauf eilt der Senator zur Eröffnung des Kongresses der Buddhistischen Weltunion. Das also ist es. Was läge näher, als sich vorher in der „Spirituellen Gemäldegalerie“ einzustimmen?

Festwochenpiegel

Für die linke Hand

Janáček-Capriccio Höhepunkt des RSB-Konzerts mit Layer

Auch bei diesem Konzert mit dem Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin (RSB) war der Kammermusikkreis der Philharmonie kaum zur Hälfte gefüllt.

Als Entfaltungen eines sich kaum verändernden Musikbegriffs besitzen Yuns Kompositionen eher den Charakter der Bestätigung als der Infragestellung.

Weniger selbstverständlich, viel vorsichtiger und zweifelnder hat Jan Klusak seine Vier kleinen Stimmübungen (1960) zu Kafka-Texten geschrieben.

Nach der mißglückten Uraufführung vor

„Amerika 1492 – 1992. Neue Welten – Neue Wirklichkeiten“: Eine Ausstellung im Gropius-Bau / Von Thomas Lackmann

Das Neue ist nicht fremd, ist aus der Überlieferung vertraut, die Route verläuft im Radius bekannter Geographie.

Neu – das verschlossene Zauberwort der Medien- und Werbegesellschaft, galt im Altertum nichts; wertvoll war das Bewährte. Im Mittelalter signalisierte „das Neue“, wo es positiv gemeint war, messianische Vollendung: der neue Mensch, die neue Erde.

Auch „Friedrich Wilhelm zu Pferde“ hat die Faszination Eldorados in die Ferne getrieben: Ein Modell des brandenburgischen Sklavenschiffes, das 1693 mit 738 Stück schwarzem Gold von Westafrika zur Karibik aufbrach.

„Einige unserer Leute sagten sogar, es seien ja Traumbilder. Man darf sich nicht wundern, daß ich in dieser Weise davon schreibe, denn das will einem nicht aus

Das Paradies in Babylon

„Amerika 1492 – 1992. Neue Welten – Neue Wirklichkeiten“: Eine Ausstellung im Gropius-Bau / Von Thomas Lackmann

dem Kopf, und ich weiß nicht, wie ich es berichten soll: wenn man Dinge sieht, von denen man nie gehört und die man nie gesehen, ja nicht einmal erträumt hat“.

Die Überwältigung durch das Ungeheuer bleibt im Gropius-Bau nur eine Idee. Dem Besucher wird didaktisch eingeblutet, was alle Veranstaltungen zum Themenkreis apologetisch vorbeten, von der Hildeheimer Maya- bis zur Berliner Peruausstellung: wie jahrtausendealt, bil-

nerklischees“, das Reich des Karl May und seiner merkwürdigen Epigonen. Legionen von Schulklassen werden sich die Nasen an den Glaskojen plattdrücken: Winnetou und Lederstrümpfe in allen Kampfstellungen.

„Sie müssen sich anpassen, oder sie gehen unter“, prophezeite ein Indianerkommissar 1890. Mikskulturen sind entstanden, nicht nur jenseits des großen Teiches: das Neue, so die verblüffendste Erkenntnis von „Amerika 1492–1992“, gibt es nicht, es ist nur Spiegelbild, Erwartung, Fährte zu den Wurzeln eigener Geschichte.



KARAVELLE ZUR NEUEN WELT: Nachbau der „Niña“, die nach dem Untergang der „Santa Maria“ das Schiff des Kolumbus war. Foto: S.M. Rothert

dungsbürgerlich hochkarätig die Hochkulturen der sogenannten Neuen Welt eigentlich sind. (Nicht die Technologie der Weißen, argumentieren heute Historiker, sondern perfekte Gesellschaftsstrukturen der Unterworfenen haben die reibungslose Kolonisierung ermöglicht!)

Und wie kraß der Kontrast: von den Kammern der Kostbarkeit zum Kramladen deutscher Kinderzimmer. Der häßlichste, überraschendste Ort des Amerika-Panoptikums steht unter dem Stichwort „India-

und wäre ohne die Pferde aus Spanien nicht vorstellbar. Und wie anders sähe hierzulande der legitime Drogenkonsum, die Krebsstatistik, die Reklame- und Sponsorenlandschaft aus ohne das Nikotin der Indios: Im Tabakkollegium, Raum 24, steht der geschnitzte Holzessel Friedrich Wilhelms, baumeln braun die Blätter der letzten Ernte, bietet ein Holzindianer Zigarren an; ein Tempel der Inhalation.

Stadt Mexiko, für den in den ersten Jahren mehr Menschen beschäftigt wurden als für den Bau des Tempels in Jerusalem. Ganz besonders beim Abbruch des Haupttempels des Dämons starben viele Indios. Es dauerte Jahre, bis er restlos abgerissen war – dabei kamen unermesslich viele Steine heraus.“

Martin-Gropius-Bau, Stresemannstraße, bis 3. Januar 1993, Dienstag-Sonntag 10–20 Uhr. Katalog 28 DM, Essayband 35 DM.

Freie Volksbühne als Musicalhaus

Die Kassenhalle des Theaters der Freien Volksbühne war der Ort, an dem Ruth Freydark, die erste Vorsitzende des Volksbühnenvereins, und der neue Pächter des Hauses, der Musicalproduzent Friedrich Kurz, erläuterten, mit welchen Absichten sie tags zuvor handelseinig geworden waren.

Kurz selber legt aber mehr Wert auf die Feststellung, daß im Volksbühnenensemble mit dem Ende des alten Kapitels gleich ein neues beginne. Die große Zeit der subventionierten Staatstheater gehe zu Ende, lebendiges Theater aber entstehe, wie sich in England gezeigt habe, am leichtesten im Spannungsbereich zwischen dem subventionierten Staatstheater und dem nach kommerziellen Gesichtspunkten, also nach den Wünschen des breiten Publikums geführten Privattheater.

Vertragsbeginn ist der 1. Juli 1993. Ab dann wird das alte Volksbühnenensemble unter dem neuen Namen „Musical-Theater Berlin“ firmieren. Entscheidende Unterstützung soll dem Theater das Musical „Shakespeare und Rock'n Roll“ leisten, das in London mit größtem Erfolg gespielt wird.

Die mutige Zunge

Zum Tod von Karna Niehoff

Karna Niehoff – der Name steht für vieles, nahezu alles, was den Tagesspiegel der Anfangszeit ausmachte. Sie gehörte zwar nicht zur allerältesten Crew: der erste Artikel, den wir im Archiv finden konnten, stand am 17. April 1952 in diesem Blatt.

Das „Wir sind noch einmal davongekommen“-Gefühl betraf sie besonders. Jüdischer Herkunft, hatte sie im Dritten Reich einen Leidensweg antreten müssen, über den sie nicht sprach, nicht einmal zu den engeren Freunden.

Um so mehr von ihrem frechen Mundwerk, ihrer Original-Berliner Revolver-



KARNA NIEHOFF Foto: Harry Croner

schnauze, den spitzen Bemerkungen, aus denen sie unversehens erstaunlich tiefgreifende und fast philosophische Aphorismen zu machen verstand. Ein paar Jahrzehnte lang war sie so etwas wie der Glanz und der Schrecken des Feuilletons. Der Schrecken, weil sie immer viel zu spät ein viel zu langes Manuskript zu liefern pflegte und unbekümmert um redaktionelle Probleme auf nachträglichen Korrekturen bestand oder zu bestehen versuchte.

Theater und vor allem Film waren ihre Domäne. Dem Theaterpublikum bekannt wurde sie als jene Dame, die bei allen Premieren in einem Hut, der meist rot und stets so groß wie ein Wagenrad war, erschien, aber immer erst dann, wenn der Vorhang schon aufgegangen war.

Dabei konnte sie streitlustig und sehr kratzbürstig sein. Wer mit ihr als Kritikerin zu tun bekam, ging selten unverletzt von dannen. Was sowohl für Starschauspieler zutrifft als auch für Organisatoren, etwa die der von ihr „Brötchenempfang“ getauften amtlichen Eröffnung der Filmfestspiele. So humorig und witzig ihre Artikel sein mochten, sie konnten und wollten schmerzhaft zubeißen.

Gestern ist Karna Niehoff nach nur zweitägigem Krankenhausaufenthalt in Berlin gestorben. Da sie immer zwölf Monate älter war als ich, muß sie 71 Jahre alt gewesen sein. Eine Gestalt, wie es heute scheint, aus einem nun auch schon wieder vergangenen Berlin. Eine Individualistin. Ein Charakter. HEINZ OHFF

Literatur – durch den luftleeren Raum geschleudert

Wie kann es weitergehen? / Der kirgisische Schriftsteller Tschingis Aitmatow im Gespräch über Kultur, Politik und Heimat

Tschingis Aitmatow betont, daß er sich im Urlaub befindet. Erst zwei Wochen Kirgisien zum Auffrischen von Bekanntschaften. Dann eine Woche Japan, wo er seinen Dialog mit dem Buddhisten Daisaku Ikeda fortsetzte, auch einen Ehrendokortitel entgegennahm.

„Ich brauche eine Pause, und die Literatur der Sowjetunion braucht eine Pause, Heiner Müller braucht eine Pause, und ich habe den Eindruck, die ganze Literatur der DDR braucht eine Pause.“

Reichen denn zwei Wochen aus, um die Veränderungen in der Heimat zu erfassen? Das fragen sie alle, reagiert er unwirsch, auch Heiner Müller habe es gefragt. Aber er sehe in Luxemburg russisches Fernsehen, lese russische Zeitungen. Auch erinnere ihn der Einwand an die Forderung, die Literatur müsse in die Betriebe gehen.

Man möge übrigens, bitte schön, doch nicht immer nur nach der Politik fragen. Dessen sei er müde. Die Politik gehe jetzt ihre eigenen Wege, sie Sache von Spezialisten geworden, und umgekehrt habe die Literatur mit sich selbst der Mühe zubauf. An die Stelle der Macht ist zwar der Markt getreten, an die Stelle des Totalitarismus

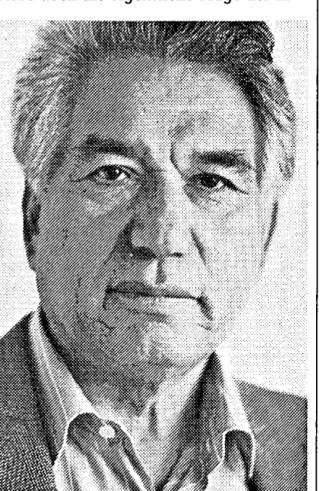
die volle Freiheit. Aber abgesehen von der Frage, ob es sich dabei um die wahre Freiheit handelt, ist das eine nicht weniger bedrückend für die Kunst als das andere.

Ja, in einem gewissen Sinne sei die Aufgabe der Kunst unter totalitaristischen Verhältnissen einfacher, weil eindeutiger gewesen. Natürlich könne sich niemand diese Verhältnisse zurückwünschen. Aber jetzt fehle es eben an jeglichem Halt, niemand wisse, wie es weiterzugehen habe. Die Literatur sei in einen luftleeren Raum geschleudert worden.

Kein Ende kann er finden beim Thema der in der frühen Sowjetunion ausgegrenzten Darstellung von Sexualität. Pornographie und Sex sind Alltagserscheinungen geworden. Wie soll das weitergehen? In welchen Morast führen diese Tendenzen unsere Jugend? Schon Fünfjährige werden „diesen Dingen“ ausgesetzt. Aus kommerziellen Gründen werden Themen der „niedrigsten Instinkte“, die natürlich in uns allen angelegt sind, ohne jegliche kulturelle Überformung dargestellt.

Am Ende steht also, defensiv, die bloße Setzung von Werten. Aber ein Wert, der sich als Setzung eingestehet, hat zuallererst bereits den Glauben an sich verloren. Es kann sich nicht darum drehen, solche dif-

fusen Verdammungen von Schund psychologisch als Abwehr oder sozial als Furcht vor einem Privilegienverlust zu denunzieren. Das verbietet schon der wahrnehmbare Ernst der Suche. Offenbar hat die Zerspaltung des soeben noch halbwegs zusammenhängenden Wertebereiches in eine Pluralität nicht ineinander überführbarer Perspektiven selbst bei kritischen Geistern zu abgründiger Verunsicherung geführt. Unbehagen bereitet nur die Abstraktheit der aus hiesigen Ost-West-Debatten bekannten Argumentationsmuster. Kritik des Kapitalismus als Ausbeutung niedriger Instinkte, Rückzug der Verteidigungslinie auf das Erbe, das humanistische Ideal der Weimarer Klassik. Bei alledem bleibe doch die eigentliche Frage der Exi-



TSCHINGIS AITMATOW Foto: Birgit Kleber

stenz ungelöst: Was ist der Mensch? Und sie wird dann geklärt mit dem Verweis auf das Streben nach Höherem, nach Schönheit, Freiheit.

Und die Kunst? Aitmatow hat bisher mit tragischen Konflikten zwischen Individuum und Gesellschaft, Pflicht und Neigung operiert. Aber das Tragische setzt die Fraglosigkeit substantieller Mächte voraus. Kann eine Kunst, die nicht mehr in Opposition zur Macht steht, noch auf Muster des Tragischen zurückgreifen? Nun, es gebe bedeutende Kunst, die das gegenwärtige zerrissene Bewußtsein spiegle durch Sarkasmus und Ironie, die sich auf negative Helden beschränkt. Auch in der Musik. Für ihn selber sei das jedoch kein Weg. Sein Thema seien Konflikte, seine Weltlicht sei tragisch, nicht ironisch. Den Einwand, daß unser Alltag prosaisch, gerade durch die Abwesenheit tragischer Konflikte gekennzeichnet sei und daß die Literatur somit immer unwahrscheinlichere Situationen konstruieren müsse, läßt er nicht gelten. Ist das etwa nicht tragisch, daß die Erde zu viele Menschen hat, daß wir uns durch Umweltverschmutzung zu grunderichten, daß überall der neue Nationalismus Kriege entfacht?

Und im übrigen glaubt er, über den Berg zu sein. In Japan habe er mit Daisaku Ikeda eine Fortsetzung des Buches „Begegnung am Fudschijama“ beschlossen, die einen Beitrag zum Dialog der Weltkulturen leisten soll. Und er sei dabei, eine Novelle zu vollenden. Man werde sehen, was die Leser dazu sagen. Angesichts einer tiefen inneren Müdigkeit, die Aitmatow, obwohl physisch gut erholt, ausstrahlt, vermag der vorgetragene Optimismus nicht recht zu überzeugen. GUSTAV FALKE

Lesung und Gespräch mit Tschingis Aitmatow heute, 16 Uhr, im Haus der Wissenschaft und Kultur der Russischen Föderation, Friedrichstraße 176–179.

Wikingen Waräger Normannen Die Skandinavier und Europa 800 bis 1200 vom 2.9. - 15.11.1992 Altes Museum, Berlin Di bis So, 10 bis 20 Uhr

einer Woche durfte Klusak diesmal stärkeren Beifall entgegennehmen. Das interessanteste und kühnste Werk des Programms stammte aber nicht von Isang Yun, Jan Klusak oder Franz Schubert (dessen fünfte Sinfonie straff und schlank, mit Ausnahme schöner Holzbläserleistungen aber etwas pauschal musiziert wurde), sondern von Leos Janáček. An seinem Capriccio für Klavier (linke Hand) und kleines Orchester (1928), das er für einen kriegsverletzten Pianisten schrieb, unterscheidet sich schon die Besetzung mit Flöte, zwei Trompeten, drei Posaunen und Tenortuba von allen Konzertraditionen. Obwohl man der linken Hand des romantisch veranlagten Oleg Maisenberg noch mehr Durchschlagkraft gewünscht hätte, obwohl auch das Zusammenspiel sich erst allmählich rhythmisch stabilisierte, trat die bestechende Originalität der Themen und des Formenablaufs klar hervor. Noch heute kann man die Preußische Akademie der Künste dazu beglückwünschen, daß sie Janáček noch kurz vor seinem Tode als Mitglied aufnahm. ALBRECHT DÜMLING